

Literatur und Kunst des Auslandes

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **2 (1907-1908)**

Heft 21

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

unaufdringlichen Schönheit und ihrem sanften Frieden. Sehr schön war das Porträt der Gattin des Künstlers, ein vornehm harmonisches Werk nach Auffassung und Farbe.

Gleichzeitig sah man von Hans Thoma fünf Bilder: zwei Landschaften (davon eine von 1906), dann von 1880 die Tritonen, ferner von 1901 das Bild „Frühlingsarbeit“, das mehr in der Gesamtstimmung als in den Einzelheiten befriedigt, und schließlich das Mädchen mit Erikastrauß, eine wohl in frühere Zeit zurückreichende Arbeit von einem altmeisterlichen Tenor in der ganzen Mache; das Entzückendste daran der Erikastrauß, wundervoll frisch und flott gemalt.

Zu Steinhausen und Thoma hängte man aus Privatbesitz neun Arbeiten Ferdinand Hodlers, stilistisch nicht gerade eine wohlklingende Zusammenstellung, aber höchst instruktiv. Die ungeheure Wucht und Schlagkraft der Zeichnung Hodlers

wirkte im Vergleich zu Steinhausen und Thoma geradezu elementar. Großartig in der Sichtbar- und Fühlbarmachung des Spiels der Muskeln, der höchsten, durch den ganzen Körper hindurch bebenden physischen Anstrengung, vor allem die beiden Bilder der Frau, die ihren Nachen durch den hochgehenden See rudert (ein Bild aus der früheren Zeit des Künstlers) und des Marignano-Kriegers, der kniend mit dem Schwert losschlägt. Wie fassen diese Hände bei Hodler an, wie ist jeder Nerv gespannt, wie wird die ganze Intensität der Bewegung völlig klar zum Bewußtsein gebracht.

Eine Kollektion Radierungen von Engländern und von Max Liebermann vervollständigt diese Ausstellung, die dem nachdenklichen Kunstfreunde interessante Fragen stellt und ihm wertvolle Maßstäbe nach verschiedenen Richtungen hin liefert, z. B. für die Beurteilung dessen, was in der Kunst monumentales Auffassen und Schaffen bedeutet. H. T.

Literatur und Kunst des Auslandes

Die Hohentwiel-Spiele in Singen. Es ist nun bereits der dritte Sommer, da in der mächtig aufstrebenden badischen Stadt Singen die „Hohentwiel-Spiele“ zur Aufführung gelangen. Daß dem großen Unternehmen nicht nur ein Reklamebedürfnis für die der Schweizer Grenze so nahe gelegene Stadt Singen zu Grunde liegt, haben die zahlreichen Kritiken der deutschen und schweizerischen Presse übereinstimmend bezeugt. Einen großen Idealismus wird man dem Singener Komitee nicht absprechen können, wenn man hört, daß es trotz den bedeutenden finanziellen Einbußen, welche die Jahre 1906 und 1907 angaben, diesen Sommer noch einen dritten Versuch wagt. Wer die erste Aufführung der diesjährigen Hohentwiel-Spiele am Auffahrtstage gesehen und die Darbietungen der beiden früheren Jahre

neuerdings vor seinem geistigen Auge auferstehen ließ, wird sich gestehen müssen, daß hier ein ernster Versuch vorliegt, breitere Gassen für ein gutes und edles Volksschauspiel zu genießen.

Lorenz' „Reichssturmfahne“ und Wildenbruchs „Rabensteinerin“, die Hohentwiel-Spiele der beiden Vorjahre, haben jetzt in dem Eckehard-Spiel eine Fortsetzung gefunden. In dem stimmungsvollen Festspielhaus am Fuße des Hohentwiel den tragischen Liebestroman des träumerischen St. Galler Mönches und der stolzen Schwabenherzogin Hadwig zu neuem Leben auferstehen zu lassen — dieser Gedanke hat entschieden etwas Verföhlerisches an sich. Vittore Pisano hat das jedenfalls auch geföhlt; denn sonst hätte er sich nicht rechtchaffen abgemüht, um aus dem wundervollen Ro-

man Scheffels ein schon weniger wundervolles „Drama“ zu machen. Wer hinter dem Pseudonym Vittore Pisano steckt, wissen wir nicht, und wollen wir auch nicht wissen. Nur das wissen wir jetzt nach dreimaligem Anhören des Stückes: es ist Vittore Pisano bei der Dramatisierung von Scheffels „Ekkehard“ genau so gegangen wie Rudolf Bunge bei der Dramatisierung des „Trompeter von Säckingen“. So ziemlich überall wo Pisano die Fußstapfen Scheffels verlassen hat, ist er gestrauchelt; die dramatische Kopie hat das epische Original und Ideal in keinem Punkte erreicht. Eigentlichen poetischen Geist besitzen diese „Brüder von St. Gallen“ — so heißt das Ekkehard-Spiel — so wenig wie dramatische Struktur und dramatische Sprache. Um seinem Stücke einen effektvollen Schluß zu geben schreckt der „Dichter“ nicht vor psychologischen Unmöglichkeiten zurück. Wie unnatürlich und unwahr ist z. B. die Kerkerzene des IV. Aktes: die stolze Herzogin, welche kurz zuvor den ihr verhaßt gewordenen Ekkehard dem fanatischen Abt vom Kloster Reichenau zu strenger Sühne überantwortet hat, wirft sich dem Versmähten noch einmal um den Hals und verspricht ihm Freiheit und Glück, wenn er sie zukünftig treu lieben will! Diesen billigen Schlußeffekt hätte sich der Verfasser füglich schenken dürfen.

Man kann sich den dramatischen Schwächen dieses Ekkehard-Stückes voll bewußt sein und dennoch an der Aufführung große Freude haben. Die charakteristischen Gestalten aus Scheffels Ekkehard sind eben einem alle so lieb und wert, daß man sie mit Vergnügen einmal auch auf der Bühne inmitten scharf und plastisch gemalten Szenerien leben, leiden und lieben sieht. Die Phantasie des Beschauers mag dann zudem die empfängenen Eindrücke ergänzen und vertiefen; in den Pausen wird das Auge ohnehin zum benachbarten Hohentwiel emporblicken, den sich der Dichter des Ekkehard zum Schauplatz tragischer, ewig sich wieder-

holenden Menschenchicksale auserkoren hat. Gerade weil dieser ideelle Gehalt der Scheffelschen Dichtung in der dramatischen Bearbeitung durch Pisano nur zum kleineren Teile verloren ging, erhalten die diesjährigen Hohentwiel-Spiele eine Bedeutung, welche die gewöhnlichen Volksschauspiele der Schweiz entschieden nicht oder nur zum kleineren Teile besitzen.

Unter Frä. Cornelia Donhoffs Leitung nahm schon die erste Aufführung einen schönen Verlauf und fand den Beifall des zahlreichen Auditoriums. Frä. Donhoff selbst, welche im Winter das Stadttheater Schaffhausen und im Sommer das Sommertheater St. Gallen mit durchgebildetem Kunstverständnis leitet, spielte die Hadwig mit stolzer Würde und überzeugender Gestaltungskraft. Den Ekkehard gab Herr Danny Brüll mit innerer Anteilnahme und reicher Nuancierung. Herr Paul Gelly — der Komiker des Schaffhauser Stadttheaters, dürfte sich vor Karikieren zukünftig in acht nehmen.

Die kunstfeirigen Dilettanten aus Singen und Umgebung wetteiferten als Statisten mit den Berufsschauspielern um das Gelingen der ganzen Aufführung; bei den weiten Dimensionen der Singener Festbühne war auch bei den kriegerischen Aufzügen usw. die freie Bewegung in keiner Weise gehindert. An der Spitze der Regie stand außerdem ein bewährter Fachmann, Herr Professor Eduard Haug aus Schaffhausen, der sich bei der Schaffhauser Zentenarfeier und den Wiedikoneraufführungen genügend legitimiert hat.

Gewiß erfüllen auch die diesjährigen „Hohentwiel-Spiele“ nicht alle Forderungen, welche der Herausgeber dieser Zeitschrift in seinem Aufsatz über die Festspiele in einer der letzten Nummern mit nur zu berechtigtem Nachdrucke aufgestellt hat. Aber einigen wesentlichen Postulaten wird das Ekkehard-Spiel doch gerecht, und eine von ernstem, künstlerischen Streben getragene Aufführung sorgt dafür, daß der geistige Gehalt auch zur Geltung kommt. Bis in den September

hinein wird an den kommenden Sonntagen das Ekkehard-Spiel wiederholt: der Idealismus, dem die „Hohentwiel-Spiele“ ihre Entstehung und Fortführung verdanken, verdient auch in der Schweiz beachtet und durch stattlichen Besuch belohnt zu werden.

W. W.

Neue Denkmäler. In Berlin wurde dem Ingenieur, Landwirt und Reiseschriftsteller Eyth ein Denkmal errichtet, an dem der Künstler, Prof. Ernst Herter, das Motiv der über einer Stelle sich erhebenden Herme mit allegorischen Figuren, die sich zu beiden Seiten anschmiegen, verwandt hat. Eine allegorische Gestalt liegt auch auf den Stufen des Johannes Brahms-Denkmal in Wien, das Rudolf Weyr geschaffen hat. Die ganze Anlage ist, wie das jetzt immer beliebter wird, stark ins Breite gedehnt; die Figur des großen Musikers sitzt auf einem über den Stufen erhöhten Aufbau. Rudolf Siemering, der für Frankfurt a. M. ein Monument Bismarcks zu gestalten hatte, ist auch nicht ohne Allegorien ausgekommen. Die Bronzegruppe, die erst nach dem Tode des Künstlers fertig wurde, hat kolossale Dimensionen. Sie illustriert in seltsamer Weise eine rhetorische Figur des Staatsmanns. „Sehen wir Deutschland, sozusagen, erst in den Sattel, reiten wird es schon können!“ Es war gewiß nicht leicht, diese Wendung plastisch wiederzugeben. Bismarck steht vor dem mächtigen Roß, auf dem die Germania, eine junge Frau, sitzt und scheint die Zügel zu fassen. Unter den Hufen des Tieres windet sich ein Lindwurm, wohl als Versinnlichung des besiegten „welschen Erbfeindes“. Mit größerer Freiheit hat Leonardo Bistolfi, der Schöpfer des Grabmals für Segantini, eine ähnliche Aufgabe gelöst, die nach zahllosen Stümpereien immer schwieriger erschien. Sein Garibaldi steht in San Remo nicht in der üblichen rhetorischen Art, er lehnt ganz ruhig, in den weiten wallenden Mantel gehüllt, an eine Brüstung und schaut übers Meer. Die unvermeidliche politische Allegorie hat Bistolfi auf kleine, poetisch fein empfundene Basreliefs be-

schränkt, so daß keine Freifiguren den Eindruck der Heldengestalt beeinträchtigen.

Englisches Theater. Artur W. Pinero hat von allen dramatischen Autoren Englands am meisten Geld verdient und gilt daher auch unbestritten als der Erste. Man war deshalb auf sein neues Drama „The Thunderbolt“ (Der Blitz) höchst gespannt, nachdem er seit zwei Jahren nichts mehr veröffentlicht hatte. Aber die Erwartungen wurden grausam getäuscht. Die langweilige und selbst für England zu bürgerlich-sentimentale Geschichte errang nur einen Achtungserfolg. Beinahe noch bedauernder ist die Entwicklung Bernard Shaws, von dem man nach seinen ersten Werken eine wahre Auferstehung des englischen Theaters erhoffen durfte. Seine letzte Komödie „Getting Married“ (Sich verheiraten) zeigt alle seine Eigentümlichkeiten zu einer bewußten Manier stilisiert. Jede eigentliche Handlung ist aufgegeben. Nur noch ein ununterbrochener Regen von geistreichen Paradoxen, die ohne jede Charakterisierung der einzelnen Personen vorgetragen werden, ist von Shaws Kunst übrig geblieben. Selbst auf die übliche Akteinteilung hat der Dichter verzichtet; auf dem Theaterzettel wurde ausdrücklich bemerkt, daß zwar zweimal Pausen eintreten würden, die aber nur der Bequemlichkeit des Publikums wegen eingeschoben wären und keineswegs als Unterbrechung des „Gesprächs“ aufzufassen seien. Der Beifall war nach den beiden ersten Teilen sehr stark, der letzte erschien zu lang und ermüdend.

Pariser Theater. Der Streit um das „Foyer“, von dem hier schon die Rede war, ist gerichtlich zugunsten Octave Mirbeaus entschieden worden. Jules Claretie ist dazu verurteilt worden, das anstößige Stück in der „Comédie“ aufführen zu lassen. Es heißt, daß der Direktor des großen Theaters sich dadurch rächen will, daß er die Hauptprobe und demgemäß auch die erste Aufführung in die Hundstage verlegt, was er jetzt mit einem Anschein von Berechtigung tun könnte, um das Urteil möglichst bald zu vollziehen. Die Presse erinnert bei diesem

Anlaß an das unglückliche Schicksal, das auf derselben Bühne vor einigen Jahren der „Cherubino“ Francis de Croissets erlitt; die Schauspieler, die damals noch die Annahme oder Ablehnung eines Werkes beschloßen, glaubten in dem Stück ein Gegengewicht gegen den damals neuen „Cyrano“ gewonnen zu haben. Zufällig war damals Mirbeau, der bekanntlich auch Maeterlinck in die französische Literatur eingeführt hat, der Beschützer des jungen belgischen Dichters, dessen Geschick er nun vielleicht teilen muß. Denn so gut wie damals die Sommerhize das Publikum ungerecht machte, so gut könnte auch diesmal die Flamme des „Foyer“ den Zuhörern allzu heiß erscheinen.

Internationale Architekturausstellung in Wien. Die internationalen Kunstausstellungen pflegen gewöhnlich außer der Malerei und Skulptur höchstens noch die dekorative Kunst zu berücksichtigen; ganz selten findet man einen Versuch, auch der Architektur gerecht zu werden. So mußte der Vergleich höchst interessant werden, den die Ausstellung in Wien bot, die man zu Ehren eines Architektenkongresses veranstaltet hatte. Den größten Teil der Ausstellung hat Deutschland bestritten, dessen Architekten ein unruhiges, vielfach noch nicht abgeklärtes Suchen verraten. Paläste, Häuser, Kirchen, Villen und öffentliche Anlagen in allen möglichen Formen waren zu sehen, so daß selbst das wirklich Geniale von dem Gequälten und gewollt Originellen erstickt ward. Amerika stellte fast nur Pläne von Wolkenkratzern aus, d. h. von Gebäuden, die man in Europa eigentlich kaum mehr als wirkliche Architektur

betrachten würde, da die Hauptaufgabe, die Konstruktion des eisernen Gerüstes, hier dem Ingenieur zufällt. Frankreich ist fast gar nicht vertreten; Italien hat meist nur Wiedergaben der an alten Baudenkmalern ausgeführten Rekonstruktionen. Wenn auch die italienischen Architekten an diesen Aufgaben eine glückliche Schulung durchmachen, so hätten einige Monumentalbauten doch Berücksichtigung verdient. Rußland scheint nur Kirchen zu bauen, während die Landhäuser der Engländer schon so bekannt sind, daß sie nichts Neues verkündeten. In der österreichischen Abteilung machte sich eine ruhigere Gestaltung des Dekorativen angenehm bemerkbar. Die ausschweifendste Periode scheint auch hier mit dem Wegzuge Olbrichs nach Darmstadt beendet zu sein. Diejenigen Architekten, die in den konstruktiven Formen sich an ältere Vorbilder anlehnen, scheinen weit allgemeiner Beifall zu ernten, so daß die „Sezession“ wenigstens baukünstlerisch in ihrer Hochburg selber schon besiegt ist.

Ein Kirchendiebstahl. Seit der Verhaftung der „Bande Thomas“ nehmen die Angriffe auf Kirchen in erschreckender Weise zu, da das Bekanntwerden der Einzelheiten den Verbrechern den nur allzu leichten Weg gezeigt hat. Diesmal ist die Kirche Saint-Etienne in Limoges geplündert worden, wobei den Dieben, die bisher noch nicht entdeckt sind, eine Reihe wertvoller Kunstgegenstände, die zusammen auf mindestens Fr. 100,000 geschätzt werden, in die Hände fielen. Die bisher getroffenen Schutzmaßnahmen erweisen sich noch immer als ungenügend.

Hector G. Preconi.

Bücherschau

Zizjad. Erzählungen von Paul Kirchhoff. Erschienen im Kommissionsverlag von Gebr. Leemann & Cie., Zürich; Preis: 3 Franken.

Es sind dreizehn kurze Erzählungen

eines jungen Rheinländers, hinter welchen rechtschaffenes Wollen und Empfinden zu stehen scheinen, denen indessen das Vermögen durchaus nicht immer gleichen Schritt zu bieten vermag. Die Sprache